

Wie lesen
Erstes Kapitel, Abschnitt I
und
Zweites Kapitel, Abschnitt II

Verlag Neues Leben, Berlin: 1986

Edition Horizonte

*Brigitte
Reimann*
**Ankunft im
Alltag**

Kurzroman

Verlag Tribüne Berlin

vollendete Buch sich als meisterlich erweisen sollte, aber sie wußte, daß sie, wenn auch unter Mühen, zu einer profilierten Schriftstellerin gereift war. Zuletzt sagte sie von sich: Ich weiß, daß ich gut bin.

Jetzt aber lese ich »Ankunft im Alltag«, erlebe Recha und sehe Brigitte wieder, das Mahagonimädchen mit den ägyptischen Augen und den roten Ohrringen. Wie lautet die Botschaft, über ihren Tod hinaus? Bitte, nehmt Anteil an allem, was geschieht und die Leute tagtäglich betrifft. Macht es euch nicht bequem.

Helmut Sakowski

Erstes Kapitel

I

Die drei waren am Abend mit demselben Zug gekommen, aber sie kannten sich noch nicht, und nachdem sie auf der kleinen Station ausgestiegen waren, stand jeder für sich allein und mit einem niederdrückenden Gefühl von Fremdheit auf dem Bahnsteig.

Recha blickte sich um: Der Bahnhof war grau und schäbig und spärlich erleuchtet, dünner Regen stäubte und verwischte die Umrisse der Gebäude. Sie war enttäuscht; sie hatte sich den Eingang zu dieser jungen Stadt anders vorgestellt, großartiger, glänzender. Sie nahm ihren Koffer auf und ging, vorbei an dem Schild mit den blockigen Buchstaben, über den regennassen Bahnsteig und zur Sperre.

Die wenigen Reisenden hatten sich schon verlaufen, und die Vorhalle, mit ihren nüchtern getünchten Wänden und den schmutzigen Fliesen, lag verödet. Hinter der Tür zum Lokal grölte eine betrunkene Stimme. Recha zog fröstelnd die Schultern hoch. Was für ein Empfang in der neuen Heimat, dachte sie und hatte schon jetzt, fünf Minuten in der fremden Stadt, ziehendes Heimweh nach der freundlichen Sicherheit ihrer Schule und der Burg mit den lärmerfüllten Korridoren, nach der blonden Betsy und dem dicken, jungen, korrekten Kramer, der heute morgen am Gittertor gestanden und ihr nachgewinkt hatte.

Er hat mich gewarnt, dachte Recha, er hat gewußt, daß ich bei der ersten Schwierigkeit kopfscheu werde. Gleichzeitig fiel ihr aber auch ein, was sie ihm geantwortet und wie sie sich vor ihm aufgespielt hatte, und sie war beschämt, als stünde sie in diesem Moment wieder vor seinem Schreibtisch, unter Kramers spöttischem Brillenblick.

Recha stellte den Mantelkragen hoch und trat auf die

Straße; sie vergaß ihre Enttäuschung vor dem weiten, von weißen und bunten Lichtern heiter überstrahlten Platz und vor den gestaffelten Reihen neuer Häuser mit Terrassen und zierlich verschränkten Balkongittern und mit vergnügten Neonbildern auf den Fassaden. Dies glich dem Bild, das ihre bewegliche Phantasie gemalt hatte und dessen Farben auch der unaufhörlich strichelnde Regen nicht verwischen konnte. – Dann sah sie die beiden Jungen am Fuß der Treppe stehen. Wenigstens der eine, ein Riese in derbem Kordanzug, Zimmermann vielleicht oder Maurer, schien hierherzugehören, und Recha ging zu ihm und fragte ihn nach dem Weg zur H.-Straße.

Der Junge wandte ihr den Kopf zu, einen kleinen, schmalen Kopf mit kurzgeschorenem Haar, und sagte, unwirsch oder verlegen: »Keine Ahnung. Bin selbst fremd hier.«

»Zur H.-Straße?« fragte der andere, näher tretend. »Ich hab' denselben Weg. Wenn ich Sie begleiten darf?« Er war kleiner und schlanker als der Junge im Kordanzug, er war auch sorgfältiger gekleidet und gab sich gewandt und selbstsicher; sein Gesicht trug einen schwer bestimmbaren Ausdruck von Schläue oder rechnerischem Geist. »Ich kenn' mich aus«, sagte er, »ich hab' meine Bude schon vor'n paar Wochen besichtigt.«

Er betrachtete abschätzend das dünne schwarzhaarige Mädchen, ihren Koffer, ihren weinroten Sommermantel (für den Recha mehr als einen Monat in der Konservenfabrik Beeren und Kirschen ausgelesen hatte), und er sagte: »Praktisches Jahr, stimmt's?«

»Ja, stimmt«, sagte Recha.

»Dann sind wir ja Kollegen.« Er reichte ihr die Hand, mit angedeuteter Verbeugung. »Curt Schelle. Curt mit C«, fügte er hinzu; er pflegte immer auf dieses C hinzuweisen, das seinem schlichten Namen ein wenig Glanz verlieh. »Ich heiße Recha Heine«, sagte das Mädchen. »Recha ...«, wiederholte Curt. »Lessing. »Nathan der Weise.« Er grinste schmerzlich. »Der Nathan war mein Thema beim Mündlichen. »Erläutern Sie die Ringparabel« oder so. Hattest du auch so 'nen idiotischen Deutschpauker?«

Jetzt endlich tat der dritte den Mund auf, der die ganze Zeit nachdenklich und mit abwesendem Gesicht danebengestanden hatte, und sagte erstaunt: »Aber ich muß ja auch in die H.-Straße.« Er bemerkte, überempfindlich für die Reaktionen anderer, Curts plötzlich in Abwehr erstarrte Miene, und er beilte sich zu erklären, daß er ebenfalls in diesem Jahr sein Abitur gemacht habe und nun im Kombinat arbeiten wolle, und wenn sie erlaubten, würde er sich ihnen anschließen.

»Also schön, der dritte Mann«, sagte Curt, der sich nicht einmal die Mühe nahm zu verbergen, daß die Gegenwart dieses Dritten ihn störte. »Hoffentlich gehst du nicht so langsam, wie du denkst, sonst sind wir erst morgen früh da.«

Recha lachte, und Curt, ermutigt durch ihr Lachen, stichelte weiter gegen den unbeholfenen Jungen, der sich vorzustellen vergessen hatte: »Dein Name, Großer, ist doch wohl keine Verschlusssache, wie?«

»Nein«, sagte der gehorsam. »Nikolaus Sparschuh.« Er beobachtete die beiden mißtrauisch; er schien darauf zu warten, daß sie sich über seinen altmodischen Namen laut amüsierten. »Nikolaus ohne c«, setzte er dann hinzu.

»Haha«, sagte Curt. »Ein Bursche von unendlichem Humor.«

»Shakespeare. »Hamlet«, sagte Nikolaus gelassen, und Curt, der jetzt das Gefühl hatte, er werde hier unziemlich parodiert, warf seinen Campingbeutel über die Schulter, kommandierte: »Los, haun wir ab!« und ging.

Nikolaus nahm wortlos Rechas Koffer und folgte Curt in kleinem Abstand. Recha deutete auf die schwarze Mappe, die Nikolaus an seinen Koffer gebunden hatte. »Zeichnest du?«

»n bißchen«, sagte er, »mehr so zum Spaß.« Er verschwieg, daß er seit langem davon träumte, man werde ihn später zum Studium an einer Kunsthochschule zulassen. »Und was zeichnest du am liebsten?« fragte Recha, um überhaupt etwas zu sagen.

»Ach, eigentlich alles«, murmelte Nikolaus, und damit war das Thema erschöpft, und sie gingen schweigend nebeneinanderher, unbehaglich unter dem zähen Regen. Bei der nächsten

Lampe war Curt stehengeblieben und wartete auf sie; er hatte seine unbekümmerte Laune längst wiedergefunden.

Im bläulichen Licht sah Recha sein Gesicht, braungebrannt, hübsch, ein bißchen zu hübsch und zu glatt, fand sie, aber es gefiel ihr; dieser ganze bewegliche, dreiste, gutangezogene Junge gefiel ihr. Um den Hals trug er, nach der Manier gewisser Halbstarker, ein silbernes Kettchen, und Recha überlegte, ob eine Schaumünze an dieser Kette hänge oder etwa ein Medaillon mit dem Bild irgendeines Mädchens.

Der Weg bis zur Unterkunftsleitung war nicht allzu weit, und Curt nutzte die knappe Zeit, um die beiden auszuforschen, woher sie kämen; er selbst, berichtete er, sei aus D., sein Vater Werkleiter in einer volkseigenen Textilfabrik.

»Mein alter Herr hätte mich ja mit dem Wagen herbringen können«, sagte er. »Er fährt 'n Wartburg, und der Wartburg ist immer noch die sauberste Kiste, die wir bei uns laufen haben. Im Juni hab' ich die Fahrerlaubnis gemacht, aber denkt ihr, er gibt mir den Wagen? Ehe ich ihm mal 'n paar Liter Benzin aus den Rippen geleierte hab' –«

»Ich habe keine Eltern«, sagte Recha, ruhig und wie beiläufig.

Curt, ernüchtert, merkte endlich, daß diese für einfältige Gemüter berechnete Angeberei hier nicht verfing. Er lachte und sagte mit einem lebenswerten Ausdruck von Aufrichtigkeit: »Du hast recht; ich will bloß Eindruck schinden bei dir.« Er konnte von entwaffnendem Charme sein, wenn er wollte (und meistens wollte er), und er richtete jetzt seine dreisten grünen Augen auf Recha und sagte: »Aber ich bin schon verdammt froh, daß ich den Zug genommen hab'. Ich wär' sonst um eine reizende Bekanntschaft ärmer ...«

Lieber Himmel, der macht's aber billig, dachte Nikolaus, und er wünschte, das Mädchen würde diesen Burschen und sein Gewäsch so leichtnehmen, wie er es verdiente. Er wagte einen schüchternen Versuch, Recha von dem anderen abzu lenken, und fragte, auf welche Schule sie gegangen sei.

»Ich war im Oberschul-Internat in H.«, sagte Recha. »Vor

ein paar Jahren noch nannten die Leute unsere Schule die »rote Burg«. Das sollte ein Schimpfwort sein, und zuerst ärgerten wir uns darüber, dann gewöhnten wir uns daran, und schließlich redeten wir selbst nur noch von der »Burg«. In Wirklichkeit ist es bloß ein komisches kleines Schloß – aber wir fanden es schön, wir waren richtig zu Hause dort, weißt du –.« Sie hatte auf einmal Lust, gerade diesem schweigsamen, schwerfälligen Nikolaus von Kramer zu erzählen und von Betsy, von ihrem Treibhaus und dem Park und der immer halbdunklen Bibliothek mit ihrem unverwechselbaren Geruch von Staub und Leder und der Druckerschwärze neuer Bücher und Zeitungen. Er sieht aus, dachte sie, als könnte er gut zuhören.

Curt jedoch, der es nicht ertragen konnte, nicht Mittelpunkt zu sein, zerriß mit einem Witz das schwache Fädchen Einverständnis zwischen Nikolaus und dem Mädchen, er drängte sich näher an Recha, erzählte, gestikulierte, machte sich über seine Lehrer lustig; er hatte eine scharfe Zunge und liebte es, die Schwächen anderer Leute boshaft und treffend zu karikieren.

Sogar Nikolaus lachte; irgend etwas an diesem Curt mit C gefiel oder imponierte ihm. Selbst unbeholfen bis zur Grobheit, bewunderte er Jungen in seinem Alter, die mit heiterer Selbstverständlichkeit Mädchen unterhalten und für sich einnehmen konnten. Er hätte gern diese großäugige, dunkelhaarige Recha für sich eingenommen; ihr Gesicht, mit der schmalen, vorspringenden Nase, erinnerte ihn an das Bild einer Frau, auf deren Namen er sich jetzt nicht besinnen konnte. Freilich wußte er recht gut, daß er gegen den geschmeidigen Curt nicht aufkommen würde, er trottete stumm neben ihm her, und nur einmal, direkt befragt, sagte er: »Ich wohne in M. Mein Vater ist Buchdrucker.« Alles andere, dachte er, geht sie nichts an – vorläufig wenigstens geht es sie nichts an.

Schließlich erreichten sie die Unterkunftsleitung.

Bevor sie sich verabschiedeten und ihre Zimmer in der Zwischenbelegung suchten, sagte Curt: »Wir könnten uns morgen

früh treffen und zusammen ins Kombinat fahren.« Dies war, deutlich genug, nur für Recha bestimmt. Sie blickte Nikolaus an, der ein wenig abseits stand, sehr groß, ein bißchen plump in seinem abgeschabten Kordanzug, und er tat ihr leid. »Du kommst doch mit, ja?« fragte sie.

Nikolaus nickte. Er hätte dem Mädchen gern etwas Freundliches gesagt; er merkte, wie unruhig und furchtsam sie die dunklen Häuserfronten musterte, und er versuchte ihr zuzureden: »Du mußt nicht soviel an zu Haus denken, wenigstens nicht in der ersten Nacht. In der ersten Nacht ist das Heimweh am schlimmsten, weißt du, aber nachher gewöhnt man sich schnell –«

»Guter alter Onkel«, murmelte Curt ergriffen.

II

In Rechas Zimmer wohnte eine Tiefbauarbeiterin, ein stämmiges, untersetztes Mädchen Ende der Zwanzig. Sie saß, als Recha eintrat, auf ihrem Bett und stopfte Strümpfe; sie war nur mit einem rosa Hemd bekleidet, und Recha stammelte verlegen: »Entschuldigen Sie, daß ich Sie so spät noch störe ...«

»Macht nichts«, sagte das Mädchen, ihre Stimme war männlich tief und rau. Sie betrachtete Recha unbefangen vom Kopf bis zu den Füßen, dann gab sie ihr die Hand, eine schaufelbreite Hand mit zerspellten Nägeln, und fuhr fort: »Na, richt dich ein! Das Spind links gehört dir. Vertragen werden wir uns, was?«

»Ich glaube schon«, sagte Recha. Sie erkundigte sich, wo sie sich waschen könnte, und sie vermied es, das Mädchen direkt anzureden, weil sie nicht sicher war, ob sie ebenfalls das »Du« gebrauchen durfte. Der korrekte Kramer hatte streng darauf geachtet, daß sich trotz des engen Zusammenlebens im Internat keine unpassenden Vertraulichkeiten im Umgang zwischen Schülern und Erwachsenen einschlichen.

Sie zog den Mantel aus und setzte sich aufs Bett; sie merkte jetzt erst, wie müde sie war, und sie hätte sich gern schlafen

gelegt. Aber sie schämte sich vor dem fremden Mädchen: Dies war nicht Betsy, ihre rundliche blonde Freundin Betsy, vor der sie keine Heimlichkeiten gehabt und mit der sie, sechzehnjährig, abends vor dem Spiegel gestanden hatte (wir haben, entsann sich Recha – belustigt und zugleich geniert –, jeden Sonnabend gemessen, wer den größeren Brustumfang hatte, und Betsy hat mich immer um ein paar Zentimeter überrundet).

»Was machst du? Labor, hm?« fragte das Mädchen.

»Erdarbeiterin, denk' ich«, sagte Recha kühn.

»Erdarbeiterin«, wiederholte das Mädchen verächtlich. »Mit den Fingerchen? Eine Handvoll wie du ... Dünn bist du, daß ich dich mit einer Hand könnt' durchbrechen.«

Recha schielte auf die gewaltigen Muskeln der anderen, und sie glaubte ihr aufs Wort. Trotzdem reizte die skeptische Herablassung sie zum Widerspruch, und sie sagte, großspurig wie damals vor Kramers Schreibtisch: »Was andere schaffen, schaff' ich auch. Zu Anfang wird's kein Kinderspiel sein, klar. Aber man gewöhnt sich, und wenn man die Technik erst raus hat ...«

»Technik! Deine Technik mußt du hier sitzen haben«, sagte das Mädchen und winkelte die stämmigen Unterarme.

Recha widersprach hitzig. »Blödsinn! Hier sitzt die Technik«, und sie pochte sich gegen die Stirn.

»Da sitzt höchstens dein Vogel«, rief das Mädchen, und ihre Stimme klang grollend und rauher als vorher. »Auf Schule bist du gegangen, was? Und das kommt her und redet von Technik ... Ich bin beim Tiefbau, Mensch, ich weiß Bescheid.« Sie sah Rechas bestürztes Gesicht und fügte freundlicher hinzu: »Wirst noch 'ne Menge einstecken müssen, Kleine.«

Recha nickte; es tat ihr leid, daß sie sich schon am ersten Abend mit dem Mädchen stritt, das für die nächsten Monate ihre Zimmergefährtin sein sollte. Nach einer Weile bat sie: »Könnten Sie sich mal einen Augenblick umdrehen? Ich möchte mich ausziehen.«

»Ich guck' dir nichts ab«, brummte das Mädchen, aber sie

»Apropos Bullen«, sagte der Schlosser. »Ich hab' da einen Witz gehört –« Und er erzählte, genießerisch ausmalend, eine Zote, und die Männer lachten, und Recha glaubte sich verpflichtet mitzulachen, sie dachte: Warum muß ich mir so schmutzige Sachen anhören? Aber wenn ich sie mir nicht anhöre, wenn ich jetzt einfach rausgehe, halten sie mich für affig, und ich bin gleich unten durch.

»Da kommt ein junger Mann zur Heiratsvermittlung«, begann der Schlosser, und jetzt sah der Magaziner das rote, unglückliche Gesicht des Mädchens, er sagte schnell: »Hör schon auf zu schweinigen! Die junge Dame ist noch nicht mündig.«

Der Jüngere zog die Brauen hoch. »Und ich dachte, du bist unsere neue Kranführerin.«

»Die Kleine ist Studentin«, sagte der Magaziner.

Der Schlosser pfiß durch die Zähne, und seine Stimme klang nun gar nicht mehr nett. »Ach so ... Man ist was Besseres, wie?«

Recha begriff endlich, daß sie sich ihrer Haut wehren mußte, sie schämte sich auf einmal ihrer Feigheit, sie sagte hitzig: »Du spinnst ja, Mensch! Ich mag deine Dreckswitze nicht, das ist alles, und sie sind genauso unappetitlich und beleidigend, ob du sie deiner Kranführerin erzählst oder mir.«

»Immer ran, Kleine!« sagte der Magaziner. »Er ist der schlimmste Schürzenjäger in der Mechanischen.« Er grinste schadenfroh. »Wenn Meister Hamann erfährt, was du hier seiner Studentin vorquatschst, staucht er dich ganz schön zusammen, verlaß dich drauf.«

»Der mit seiner Musterbrigade«, murrte der Schwarzlockige. »Die sollen sich man nicht vollmachen mit ihrer Moral.« Er war aber schon kleinlauter geworden, und Recha entkam unangefochten aus dem Lager.

An diesem ersten Tag arbeitete Recha in der 'Armaturenschlosserei. Durch die Fenster der Sheddächer fiel bernsteinfarbenes Licht. Die stählernen Aufbauten in der Halle schimmerten lindgrün und grau, schmale Eisentreppen stiegen, ein vielverzweigtes Netz von Rohrleitungen überspann die Wände, und dies alles, umspült von hundertstimmigem Lärm, erschien Recha unüberschaubar und funktionslos, und sie beneidete die Männer, die sich mit vertrauter Sicherheit zwischen den Maschinen und Schweißzeugen und den rostbraunen Hügeln von Flanschen und Ventilen bewegten.

Ich bin einfach ein technischer Idiot, dachte sie, und bestimmt werde ich nie lernen, wozu dieses ganze Zeug taugt und wie man damit umgeht, ohne sich die Finger abzuklemmen oder das Gesicht zu verbrennen.

Von einem zierlichen Brückchen unterm Hallendach stiebte ein Regen rotgoldener Funken. Recha schlug einen weiten Bogen um den feurigen Katarakt und stieg behutsam über Knäuel von Kabeln und Drähten, von mißtrauischer Furcht erfüllt gegen Kräfte, deren Ursprung sie niemals begriffen hatte.

Sie fand endlich ihren Arbeitsplatz und ihre Kollegin Friedel, die bis heute die einzige Frau in der Brigade gewesen war, hellblond, sehr blaß, mit mageren Kinderhänden. Sie trug ein schwarzes Kopftuch, das seinen Schatten über ihr noch junges Gesicht warf. »Gut, daß du kommst«, sagte Friedel, und ihr neugieriger Blick lief flink an Recha hinab. »Manchmal steht man bloß rum, und jetzt ist so 'n Haufen Arbeit da, daß ich allein nicht durchkomme.«

Auch das noch, auch noch 'n Haufen Arbeit, dachte Recha erschrocken. Hoffentlich stelle ich mich nicht gar zu blöd an ... Sie war aber zugleich froh, weil hier jemand auf sie gewartet hatte und weil sie gebraucht wurde, und sie nahm sich vor, schülerhaft brav zu lernen und aufmerksam zu sein und (»Heben Sie doch den Zeigefinger, wenn Sie etwas nicht verstanden haben, Fräulein Heine!«) lieber eine Frage zuviel zu stellen als eine zuwenig. »Ich war noch nie in einem Betrieb.

Wir haben bloß auf dem Feld geholfen.« Die Schüler von der Burg hatten schlecht und recht in einer kleinen, noch ungefe-stigten LPG gearbeitet: eine kümmerliche Art von polytechni-schem Unterricht, die Kramer mit Mißbehagen verfolgte, ohne daß er vorerst hätte Abhilfe schaffen können.

Recha hatte die Arbeit in den Ställen und auf den Feldern gern gemacht – Arbeit, die eine liebliche, sanft gehügelte Landschaft rings um die Burg poetisch verklärte; sie liebte den Duft der Heuwiesen und die heiße, trockene Luft über Julifel-dern und die Morgen im Spätherbst, die den ersten Rauhreif aufs Kartoffelkraut legten. Mechanisierung war kaum mehr als ein Fremdwort für sie, und den Mähdrescher der LPG und die Traktoren, deren Scheinwerfer nachts mit milchweißen Lichtfingern über die Äcker tasteten, betrachtete sie staunend.

Dies hier aber war eine andere, härtere Landschaft, und ihr Himmel war die strenge Kolonne gezackter Sheddächer. Die Luft zitterte in langen, lauten Wellen, wenn die Vorschlag-hämmer auf den Stahl krachten, Preßluft jaulte, und der Hal-lenkran glitt mit einem dünnen, scharfen Geräusch unter der Decke entlang. Recha duckte sich. Friedel lachte. Sie mußten schreien, wenn sie sich verständigen wollten.

Sie schliffen Ventile, und Friedel erklärte die Handgriffe, und wenigstens in der ersten Stunde schien es Recha, ihre Ar-beit sei weder kompliziert noch sonderlich anstrengend. Frei-lich waren die Ventile sehr schwer, und Recha sah erstaunt, mit welcher Leichtigkeit die kleine Friedel hantierte, unerwar-tete Kraft in den mageren Armen. Recha hatte bis dahin nur Fahrradventile gekannt, und sie hätte gern gefragt, wozu man diese wuchtigen Eisenklötze brauchte, aber sie fürchtete, sich zu blamieren. Mit der Zeit werde ich das schon mitkriegen, dachte sie.

Einmal kam Hamann zu ihr, er blieb stehen, sein fleischiges Kinn streichelnd, und sah zu, wie Recha die Matrize zwischen die stählernen Backen des Schraubstocks spannte. Sie wurde unsicher, sobald sie sich beobachtet fühlte, und sie ver-schmierte die Schleifpaste über die ganze Matrize.

»Immer mit der Ruhe, Herzchen«, sagte Hamann. Er gab ihr die Blechbüchse mit Diamantenstaub. »Noch ein bißchen Pfeffer und Salz drauf ... Na, großartig! Heute wird die Norm ge-brochen, wie?« Er blinzelte ihr zu.

Er ging dann um den Tisch herum, zu Friedel, und sagte: »Wir beide haben noch ein rohes Ei zu bekakeln, denke ich –«

Friedel zuckte die Schultern, sie schwieg; ihr Gesicht war plötzlich verschlossen und abweisend.

»Jedesmal kannst du ja nicht krank werden, wenn ich mit dir reden will.«

»Meine Privatsache«, sagte Friedel. Sie drehte ihm den Rük-ken zu und bückte sich, um ein Ventil hochzuheben. Sie schwankte und stützte sich mit einer Hand auf die Tischkante. Ihre Lippen waren ganz weiß.

Hamann umfaßte ihre Schulter, er sagte: »Du kannst eine Stunde Urlaub haben.«

»Weiß nicht, wozu«, sagte Friedel und rückte ihr schwarzes Kopftuch in die Stirn.

»Ich würde mal zum Arzt gehen«, sagte Hamann. Er sah sie an. »Wir haben uns verstanden, ja?«

Recha blickte beunruhigt von einem zum anderen, nur dun-kel ahnend, wovon die beiden sprachen. Sie fragte, als Ha-mann weggegangen war: »Sind Sie krank?«

»Ach Quatsch«, sagte Friedel, jedoch war es ihr anzusehen, daß sie nur auf eine Ermunterung wartete, um über ihre Sor-gen reden zu können. Recha aber, allzu schüchtern und ohne eine Spur von Menschenkenntnis, wagte nicht weiterzufragen, überzeugt, Friedel werde es taktlos oder sogar unverschämt finden, wenn sich eine Fremde in ihr Vertrauen zu drängen versuchte.

Während der Frühstückspause stand Recha für sich allein und würgte an den Broten, die Lisa ihr morgens auf den Tisch gelegt hatte. Sie forschte mit den Augen nach Nikolaus, konnte ihn aber nirgends entdecken, sie dachte: Wenigstens in der Pause könnte er mal herkommen. Er ist wirklich ein Klotz. Wenn Curt schon wieder hier wäre ... Sie bemühte

sich, sein hübsches, dreistes Gesicht zurückzuholen und diesen Augenblick im kühlen Treppenhaus, als er beschämt, die linke Wange rot, zu ihr aufgeschaut hatte. Er ist ein furchtbarer Angeber, dachte sie ... Und dabei habe ich Herzklopfen, wenn ich mir nur seine Augen vorstelle und sein Lachen – ich weiß nicht mal, ob ich ihn leiden mag, aber ich habe Herzklopfen ... Wenn ich bloß nicht so scheußlich aussähe!

Sie blickte an ihrem schlotternden Anzug hinab und auf die Hände, die bis zu den Gelenken grau und klebrig von Schleifpaste waren, mit dicken Schmutzrändern unter den Fingernägeln. Der Diamantenstaub hatte sich schon in die Haut gefressen und stach mit winzigen Splittern, wenn sie die Finger aneinanderrieb.

Friedel saß ein Stück entfernt auf einem Hocker, den Kopf zurückgelehnt und mit geschlossenen Augen. Sie hatte das schwarze Tuch abgestreift, und ihr helles Haar leuchtete in dem bernsteinfarbenen Licht.

Nach einer Weile kam der schwarzlockige junge Schlosser, der morgens im Magazin gewesen war, durch die Halle geschlendert. Er setzte sich neben Friedel. Sie flüsterten miteinander. Friedel lächelte die ganze Zeit, ihre Augen glänzten, sie schien glücklich zu sein.

»Wie die Täubchen«, sagte ein Mann neben Recha. Er setzte sich auf den Tisch. »Du bist die neue Kollegin? Du hast aber 'n hübschen Pony.« Er zupfte mit zwei Fingern an ihren Stirnhaaren.

Recha fuhr zurück. »Laß dir selbst 'nen Pony wachsen, wenn es dir so gut gefällt.«

»Du bist 'ne hübsche kleine Giftnudel«, sagte der Mann. Er gab ihr die Hand. »Ich heiße Heinz. Und du?«

»Recha Deborah Heine.«

»Komischer Name ... Wie buchstabiert man den?«

Recha schrieb ihren Namen auf eine leere Zigarettenschachtel. Heinz wurde auf einmal verlegen, er drehte die Schachtel hin und her, er murmelte: »Schlecht zu lesen ... Meine Augen wollen nicht mehr so recht ...«

»Kein Wunder, wenn du's verkehrt hältst«, sagte Recha boshaft. Sie hörte auf zu lachen, als sie sein gequältes Gesicht sah, sie sagte schnell: »Ich hab' wirklich eine schlechte Schrift.« Vielleicht stimmt es, dachte sie, vielleicht sind seine Augen tatsächlich nicht in Ordnung. Er ist ein alter Mann.

Sie betrachtete sein zerfurchtes, lederhäutiges Gesicht mit den schwarzen Schatten unter den Backenknochen, und sie empfand schon Mitleid mit ihm, bevor sie wußte, daß der alte Mann Mitte der Dreißig war. Sie hätte ihm auch gern gezeigt, wie froh sie darüber war, daß er sich zu ihr gesetzt hatte und auf sie einredete, als gehöre sie schon lange zur Brigade. Im Internat, im Kreis Gleichaltriger, war sie manchmal bis zur Wildheit ausgelassen; fremden Erwachsenen gegenüber – mit ihren Problemen, die sie nicht berührten und die sie nicht einmal verstand – verschloß mißtrauische Scheu ihr den Mund.

»Warum ißt du deine Stullen trocken?« fragte Heinz. »Ich hole dir Tee.« Er stand auf. »Der Meister hat gesagt, ich soll mich ein bißchen um dich kümmern.«

Er brachte Recha Tee in einem Aluminiumbecher, und er blickte auf ihr Haar, während sie trank; er sagte: »Ich hab' immer Pech gehabt im Leben. Ich wollte 'ne Frau, die wo schwarze Haare hat. Nu hab' ich 'ne Blonde. Und stricken sollt sie können – für die Kinder, weißt du? Wie sie mit dem zweiten ging, hat sie sich die Augen verdorben. Nischt mehr mit Stricken ...«

Du lieber Himmel, das ist natürlich tragisch, dachte Recha. Sie schwieg aber und nickte nur, und Heinz schlug sich auf die flache Brust und sagte: »Immer Pech, Mädchen. Ich hab's mit dem Herzen, gerade jetzt, wo ich anständig verdiene. Früher war ich volkseigener Nachtwächter – Betriebsschutz, falls du das besser verstehst – mit zweihundertfünfzig Piepen. Der Meister hat mich rausgeholt. Jetzt stimmen die Kohlen, wir kriegen Prämien noch und noch, man kann sich was anschaffen ...«

Er erzählte rasch und eifrig und ohne zu lamentieren; er schien eher belustigt über sein beharrliches Pech. Er hätte mit

demselben gutmütigen Eifer die Geschichte seiner Kindheit erzählt, die Recha später von Hamann erfahren sollte.

Recha nickte zuweilen, aber es genügte Heinz, daß sie ihm überhaupt zuhörte. Er beschrieb ihr, mit beiden Händen fuchtelnd, seine Wohnungseinrichtung, und Recha, die sich niemals um Möbel hatte sorgen müssen, hörte nur mit halbem Ohr zu, nicht begreifend, warum sich jemand wegen einer Polstergarnitur in solche Begeisterung steigern konnte.

»Ich hab' meine Familie noch nicht hier. Ich wohne im Lager, mit dem Meister zusammen.« Er fügte mit einem Ausdruck von Stolz hinzu: »Er ist – ich will mal sagen – mein Freund ... aber mit der Zeit, verstehst du, kriegt man den Barackenkoller.«

»Herr Hamann könnte doch längst eine richtige Wohnung haben«, sagte Recha.

Heinz stutzte; er ruckte unruhig die Schultern, nach einer kleinen Pause entgegnete er vorsichtig: »Er hat – wie soll ich sagen – nicht direkt 'ne Familie ... Na, nun wollen wir mal wieder, was?« Er lief dann gleich fort, dünn, beweglich, ein wenig hinkend, die verbeulte Schiebermütze schräg auf das linke Ohr gestülpt.

Recha blieb verwirrt zurück, bewegt von Empfindungen, die sie bis heute nur selten und flüchtig gestreift hatten. Die Arbeit am Schraubstock ließ ihr Zeit genug, nachzudenken ... und vorläufig wenigstens dachte sie nicht über sich selbst nach, nicht über ihre eigenen Ängste und den Verlust ihrer Schulfreundschaften.

Einmal stand sie neben Friedel am Wasserbottich; sie spülten die Ventile in der trübgrauen, ölig schimmernden Brühe, Friedel fragte: »Wie findest du ihn?«

»Wen?«

Friedel machte eine unbestimmte Kopfbewegung.

»Ach, der Schwarze? Na, das ist vielleicht ein Ekel«, sagte Recha unbedacht.

Friedel beugte sich noch tiefer über den Bottich, sie sagte leise und hastig, als müsse sie sich bei Recha entschuldigen:

»Er ist gar nicht so. Er kann einem leid tun: Seine Frau haut mit anderen ab. Ein Flittchen ...«

»Der ist doch selbst nicht besser. Als ich im Magazin war ... er ist gleich frech geworden.«

Friedel warf ihr einen bösen Blick zu. Recha biß sich auf die Lippe, sie dachte: Ich mache alles falsch. Ihre Sache, wenn sie in den Schwarzen verknallt ist ... Warum soll ich mich einmischen? Sie wollte irgend etwas Versöhnendes sagen, aber Friedel winkte ab: »Ach, was weißt du denn, du Kücken ...«

Recha schlenkerte ihren Zopf zurück. »Wieso denn Kücken? Denkst du, ich war noch nie verliebt?«

»Verliebt ...«, sagte Friedel verächtlich. »Verlieben kannst du dich hundertmal im Leben. Aber wenn einer kommt, für den du alles wegschmeißt – aber alles, du ..., und es ist dir egal, was die anderen von dir denken –«

Recha schwieg. Sie entsann sich all ihrer stacheligen Liebesgeschichten, die den Namen Liebesgeschichte gar nicht verdienten: Sie hatte sich häufig und heftig verliebt und niemals länger als auf ein paar Tage – unbeständige Gefühle, die so schnell erloschen, wie sie aufgeflammt waren, und bald wieder in Gleichgültigkeit oder sogar Abneigung umschlugen. Sie hatte niemanden schlechter behandelt als die Jungen, die sie beim Schülerball öfter als dreimal zum Tanz holten oder Briefchen in ihre Bücher schmuggelten (»Kannst du heute abend um acht in den Park kommen? Ich habe dir was zu sagen ...«).

Gegen Mittag ging Friedel fort. »Ich leg' mich 'n bißchen hin – falls Hamann fragt.« Sie ging aber nicht in den Ruheraum, sondern durch das Tor in die angrenzende Halle. Sie kam nicht zurück, und Recha, gewöhnt an strenge Disziplin, dachte mit Unbehagen an Hamann wie an einen strengen Lehrer, bei dem man eine Schulschwänzerin entschuldigen soll.

Sie spürte jetzt, wie ihre Arme ermüdeten und die Handgelenke zu schmerzen begannen.

»Eine Quälerei, was?« sagte Hamann, der schon eine ganze Zeit hinter ihr gestanden hatte, die Arme über der Brust verschränkt, mit nachdenklich zusammengrückten Brauen.

»Diese alberne Dreherei kann auch 'ne Maschine machen«, sagte Recha.

»Wir können ja eine erfinden«, schlug Hamann gelassen vor. »Ich hab' sowieso noch paar Verbesserungsvorschläge im Schubkästel, das wär' ein Aufwaschen, und wenn 'ne Mark rausspringt, teilen wir. Einverstanden?«

»Einverstanden«. Recha lachte, sie glaubte noch an einen Scherz, da sie Hamann erst einen Tag kannte.

Er fischte nach seinem zerknitterten Notizbuch und kritzelte, er sagte: »Das machen wir schon, Mädchen. Na freilich –!« Er nahm ihren Arm. »Aber jetzt flattern wir erst mal in die Küche und ziehn uns den Schweinebraten durch die Zähne. Der Maßanzug paßt sowieso nicht mehr.«

Unterwegs trafen sie Nikolaus, der gemächlich durch den gelben Sand stakte. Er fuhr zusammen, als Hamann ihn ansprach. »Wie schmeckt die Arbeit, junger Eber?«

Nikolaus winkte schweigend ab.

»Kommst du mit unserem Karl nicht zurecht?«

Nikolaus sagte hastig: »Doch, doch.« Er sah bedrückt aus.

»Unsere Aktivistin hat schon den ersten Verbesserungsvorschlag gemacht«, sagte Hamann.

Nikolaus senkte den Kopf.

»Glaub das bloß nicht«, widersprach Recha. »Ich hab' nur gesagt, meine Arbeit kann auch 'ne Maschine machen. Aber in Wirklichkeit hab' ich keine blasse Ahnung, wie die Maschine aussehen soll.« Eigentlich habe ich ja bloß gemeckert, weil ich schon müde war, dachte sie etwas beschämt.

»Das Konstruieren ist meine Hochzeit«, sagte Hamann. »Auf die Idee kommt es an: man muß sehen können.« Er ging jetzt zwischen den beiden Abiturienten, er hatte trotz der spätsommerlichen Hitze seine blaue Arbeitsjacke bis zum Hals zugeknöpft. Er reichte Nikolaus nur bis zur Schulter, und trotzdem fühlte sich der Junge sehr klein und schwächig neben ihm, er dachte: Aber ich sehe Arbeit erst dann, wenn ich darüber gefallen bin ...

Hamann sagte: »Manchmal sieht ein Betriebsfremder mehr

als wir ... Aber es hat keinen Nährwert, wenn einer bloß im Betrieb rumlatscht und 'nen Haufen dämlich quatscht, weil irgendwas nicht hinhaut. Tüfteln muß man, verändern ... nicht wie 'n blindes Huhn durch die Geographie laufen.«

»Sie sammeln glühende Kohlen auf mein Haupt«, sagte Nikolaus mit trübem Lächeln, aber er erklärte nichts, und Hamann fragte nicht; er konnte abwarten, und er dachte, der Junge werde schon selbst die Zähne auseinanderkriegen, wenn er allein nicht mehr zu Rande kam. Er hatte Nikolaus dem Schweißer Karl Lehmann zugeteilt, einem wortkargen alten Mann und zuverlässigen Facharbeiter, der sich, wenn er einmal den Mund aufat, durch erstaunliche Grobheit auszeichnete – eine Grobheit, hinter der er Hilflosigkeit und Kummer zu verstecken suchte. Lehmann besaß ein kleines Anwesen in der Lausitz, drei Morgen Wind hinterm Haus, und zwei Söhne und zwei Schwiegertöchter, mit denen er wegen gewisser ärgerlicher Erbgeschichten beständig einen zähen Kleinkrieg führte. Wenn er mal nach Haus fährt, dachte Hamann, freut sich bloß sein Hund ...

In dem bunten, großfenstrigen Speisesaal fanden sie Heinz und die sieben oder acht Brigadekollegen, die heute im Presenkeller der Brikettfabrik Rohrleitungen auswechselten. Hamann machte sie mit den Neulingen bekannt, Namen schwirrten über den Tisch, Gesichter hoben sich ins Helle: jung und großnäsiger Schachowniak; der Student Mewis mit runden roten Wangen; verkiffen und zahnluckig der Mund des vierzigjährigen Jackmann; glatte und faltige Gesichter, geschwärzt, manche einprägsam, andere so gleichgültig, daß sie aus dem Gedächtnis fielen, sobald man die Augen abwandte.

Die beiden nickten, drückten Hände, wurden gemustert, kurz, aufmerksam, nie unfreundlich, und sie vergaßen sofort die zwischen zwei Bissen gemurmelten Namen.

»Trockner 6 ist ausgefallen«, sagte Hamann, »Wir müssen 'ne zweite Schicht anhängen, denke ich.«

»Termin?« fragte Jackmann.

»Termin: vorgestern«, sagte Hamann. »Wer macht mit?«

Heinz hob zuerst die Hand. »Was sein muß, muß sein«, sagte Schachowniak. Die anderen meldeten sich dann auch. Sie verständigten sich mit ein paar Sätzen, sachlich und ohne dramatischen Aufwand, obgleich ihnen diese zweite Schicht gewiß irgendwelche Pläne durchkreuzte; den Feierabend mit einem Mädchen, mit einem Fernsehspiel oder der Skatrunde in der Bierschwemme. Sie ließen Skat und Mädchen fahren mit der unheroischen Selbstverständlichkeit von Leuten, die Überraschungen eingeplant haben: sie waren Reparaturbrigade, sie waren, Hamann an der Spitze, verantwortlich für das Rohrleitungsnetz im Kombinat, und es gab Nächte genug, in denen ein Dispatcher-Jeep vor der Haustür hielt.

Der milchbärtige Student fluchte, er errötete dabei, aber es schien ihm doch Spaß zu machen, eine lange, kunstvolle Periode origineller »Pumpen«-Flüche zu bilden.

»Immer sachte, mein Sohn«, sagte Hamann. »Der Aufbau ist Nervensache, unter anderem ...«

»Ich wollte die Kleine aus dem Konsum treffen«, sagte der Student bedauernd; er hatte sich aber schon entschlossen wie die anderen.

Hamann setzte sich mit Nikolaus und Recha an einen kleineren Tisch. Er schnupperte mißbilligend an seiner Vorsuppe.

Recha sagte: »Dieser Heinz ... Er kam in der Frühstückspause. Er ist ein bißchen – ulkig.«

»Das angebrochene Viertelpfund.« Hamann lachte. Sein Lachen verlief sich gleich wieder. »Du nennst es ulkig, Mädchen«, sagte er. »Vielleicht erzählt er dir mal sein Leben. Er ist unehelich. Die Nazis haben ihn fertiggemacht in einem ihrer *Waisenhäuser*.« Hamann hatte Rechas Lebenslauf noch nicht gelesen, er fügte hinzu: »Aber das könnt ihr wohl nicht verstehen, ihr habt ja die Nazizeit nicht mehr erlebt.«

Nikolaus hob den Kopf und sah Recha über den Tisch hinweg an. Nach einer Weile sagte sie: »Nein, wir haben das nicht mehr erlebt.« Sie dachte mit einiger Erleichterung: Nicht mich allein, es hat nicht mich allein getroffen ...

Nachmittags kam Curt zurück. »Der Bengel fährt wie der

Teufel«, sagte Augustin. Curt lachte; er trug heute bescheidenen Stolz, er hatte sich dem Ingenieur gleich angepaßt.

Unterwegs, auf der von Birken gesäumten Chaussee, hatten sie sich über Schweißtechnik unterhalten – dies war der einzige Gesprächsstoff, mit dem man den zurückhaltenden Augustin aus seiner Reserve locken konnte –, und dem Ingenieur gefiel die Wißbegier des Jungen und seine rasche Auffassung.

Später, im Meisterzimmer, sagte Curt: »Sie wollten mir noch Ihr UP-Schweißgerät zeigen, Herr Augustin. Gehen wir?«

Der Brigadier, der rechnend über einem Normenblatt saß, einen kalten Stumpen in den Mundwinkel geklebt, hob den Kopf. Seine Geiernase hackte gegen Curt. »Frag gefälligst erst den Meister.«

»Steck die Hände in die Taschen, Franz, das beruhigt«, sagte Hamann und, über Curt hinweg: »Eine Stunde, Genosse Augustin, dann kannst du den kleinen Schelm daran erinnern, daß er nicht als Delegationsmitglied hier ist. Haben wir uns verstanden?«

Curt sagte durch die Zähne: »Jawohl, Chef.« Er dachte, als er neben Augustin durch das Hallenschiff schlenderte: Immerhin habe ich den ersten Tag ganz angenehm herumgebracht, und wenn ich auf Draht bin (und ich werde auf Draht sein, großer Boß und Meister, ich werde ...), dann brauche ich mir auch in Zukunft kein Bein auszureißen.

Er winkte leutselig dem schwitzenden Nikolaus, der nicht zurückwinkte und ihn wahrscheinlich nicht einmal bemerkt hatte.

Am Vormittag war eine Grubenbahn entgleist; mittags hatten sie die grotesk verbogenen, schlangenhaft gekrümmten Fahrleitungsmaste in die Halle geschleppt: an einem Ende keuchend der alte Lehmann, am anderen Nikolaus, kaum gebeugt unter der Last und in verwegener Hochstimmung, weil er dieses eine Mal seine Ungeschicklichkeit durch Muskelkraft wettmachen konnte.

Er stand jetzt neben Lehmann, der einen Mast erwärmte,

das kleine spitzige Greisengesicht mit den eulenäugig-runden Schutzgläsern bläulich überzuckt von der Schweißflamme.

»Hau zu, Bettelstudent«, sagte Lehmann.

Nikolaus hämmerte den hellrot glühenden Stahl. Der Hammer wog fünfzehn Pfund. »Wenn du fünfzigmal damit zuge-droschen hast«, hatte Lehmann gesagt, »dann weißt du abends, was du getan hast.« Vielleicht wartete Lehmann darauf, daß er müde wurde und um eine Pause bat, aber ich werde nicht müde, sagte sich Nikolaus. Er schlug eifrig und unrhhythmisch, Technik und kluge Sparsamkeit durch rohe Kraft ersetzend. Er hatte sein Hemd aufgeknöpft; Schweißtropfen standen auf der glatten weißen Haut unterhalb des Halses. Er schwitzte nicht so sehr vor Anstrengung als vielmehr aus Furcht vor seiner eigenen Unbeholfenheit und den kurzen mürrischen Befehlen seines Schweißers.

»Genug!« schrie Lehmann, und Nikolaus trat zurück und wischte mit dem Handrücken über die Stirn, dann starrte er, die Lider zusammengekniffen, das Hallenschiff hinab, wie er es dutzendmal heute getan hatte, und er vergaß einmal mehr seinen Schweiß und seine Arbeit, unwiderstehlich angezo-gen und verzaubert vom Anblick der in verstreutes Nachmit-tagslicht getauchten Halle mit schrägen zitronengelben Strah-lenbündeln unter den Sheddächern und mit dem Farbenspiel der Schweißfeuer, getönt von reinem Blau bis zu Violett, von Gelb bis zu tiefem Rot. Was für wundervolle Effekte, dachte Nikolaus, was für unerhörte Farbkreise vor dem neutralen Stahlgrau ... Landschaft ohne Himmel und Bäume, und die Menschen kraftvoll bewegte Silhouetten vor einem verrückten Goldrot ...

»Schlaf nicht ein, Bettelstudent«, sagte Lehmann. »Steht da und glotzt wie ein Mondkalb ...« Er hatte sich den ganzen Tag über seinen Helfer geärgert; eine leise Regung von Sympathie für das *Mondkalb* gestand er sich nicht ein. »Ich bin noch kein Student«, sagte Nikolaus sanft. »Ich hab' erst das Abi ge-macht.«

»Egal. Alles dieselbe Sorte.« Vor zwei Jahren hatte Leh-

mann mit einem Studenten gearbeitet. Sie waren ganz gut mit-einander ausgekommen, solange Lehmann, mit seinen jahr-zehntealten Erfahrungen, der Lehrende gewesen war. Jetzt war der Student als Schweißingenieur ins Kombinat zurückge-kommen. Er hatte seinen alten Schweißler im Bus getroffen. Er hatte ihn nicht einmal begrüßt.

»Ich kenn' eure Sorte«, sagte Lehmann. Jene Begegnung im Bus wurmte ihn heute noch, und der angestaute Ärger machte ihn gesprächig. »Erst ankratzen und »Karl« hinten und vorn, und wenn Karl 'n Bier zahlt, ist er ja gut genug. Aber wenn man erst mal Ingenieur geworden ist, kennt man Karl nicht mehr ...«

Nikolaus wußte nicht, welch trübe Erfahrung Karl hier zur Regel erhob; er glaubte sich verteidigen zu müssen, er sagte: »Aber ich will doch gar nicht Ingenieur werden. Ich werde Maler.«

»Brotlose Künste«, brummte Lehmann.

Sie sprachen dann nicht mehr miteinander. Nikolaus hätte nun doch gern um eine Pause gebeten. Seine Hände schmerz-ten, er dachte: Heute Abend werde ich nicht mal einen Blei-stift halten können ... Seine Finger schienen sich in den letz-ten Stunden ungeheuer vergrößert und vergrößert zu haben, er fand aber, es sei jetzt keine Zeit, sich zu bedauern. Er ver-suchte, nicht an eine gewisse Porträtskizze zu denken, die er – vielleicht – heute Abend beginnen würde; er versuchte, nur an diesen rostigbraunen Mast zu denken statt an den uner-reichbaren Mahagoniton im Haar eines Mädchens.

Es war nicht seine Schuld, daß ihm an diesem Nachmittag doch noch ein Mißgeschick widerfuhr – ausgerechnet unter den Augen des Meisters, der seinen zweiten Kontrollgang durch die Halle machte. Der starke Hammerstiel splitterte, und der Hammerkopf schlug einen Schritt neben Nikolaus auf den Boden. Nikolaus blickte verwundert auf den Stumpf, er sagte: »Das hätte ins Auge gehen können, Tatsache!« Er erschrak nachträglich, als er Lehmanns plötzlich verfärbtes Ge-sicht sah.

Dann kam der Meister heran, er stieß mit dem Fuß gegen den Hammerkopf und sagte: »Dieses hübsche kleine Spielzeug wiegt fünfzehn Pfund.« Damit schien der Zwischenfall für ihn erledigt zu sein, und er wandte sich an Lehmann. »Die Maste müssen heute noch raus. Werdet ihr fertig?«

Lehmann schwieg.

»Na, wie denn?« fragte Hamann. »Läufst du Reklame für 'ne Essigfabrik?«

Lehmann deutete mit dem breiten schwarzen Daumen auf Nikolaus. »Fertig werden – mit dem Döskopp?« Nikolaus wurde rot. Lehmann sagte grob: »Der soll den Pinsel schwingen, aber nicht 'nen Hammer.«

»Das ist doch kalter Kaffee, Karl.« Hamann hatte den beiden eine Zeitlang zugesehen, er dachte: Der Junge verausgabt sich zu sehr. Erleckte sich über die Lippen, er sagte in seinem lebenswürdigsten Ton: »'n paar kleine Kniffe, Karl. Aber wenn du's nicht bringst ... ich kann den Jungen morgen zum Trapp-Alfred geben. Einverstanden?« Er drehte nachdenklich den abgebrochenen Hammerkopf und ließ Lehmann Zeit, die Pille zu schlucken. »Das Holz taugt nicht«, sagte er.

»Quatsch«, knurrte Lehmann, und der Meister verstand und nickte. »Wie du meinst, Karl.« Er fuhr prüfend über die splittige weiße Bruchstelle. »Etwas solider möchte so 'n Schaft schon sein für den Kleinen da.«

Nikolaus stand mit hängenden Armen, schwitzend und schuldbewußt, und auf einmal faßte Hamann nach seinen schmalen, dünnhäutigen Händen und drehte sie mit der Handfläche nach oben, er sagte spöttisch: »Jeder Zoll ein Held, na freilich!«

Die Handteller waren mit weißlich aufgequollenen Blasen bedeckt, und zwischen Daumen und Zeigefinger war die Haut aufgeplatzt und blutig.

Lehmann starrte mit einem sonderbaren Ausdruck auf Nikolaus' Hände, und nach einer Weile sagte er: »Ich hab's doch gewußt: er ist ein Spinner ...«

»Los, gehen wir in die ›Schwarze Pumpe‹«, kommandierte Curt. Zu Nikolaus: »Du bist natürlich eingeladen.«

»Kann ich nicht annehmen.«

»So eine Mimose! Wenn ich Geld hab', schmeiß' ich es raus – am liebsten mit anderen«, sagte Curt, und das war nicht übertrieben: er war großzügig und konnte es sich leisten, großzügig zu sein. Während seiner Schulzeit hatte er oft seine Anhänger und Bewunderer nach Haus eingeladen – wohlweislich nur dann, wenn sein Vater auf einer Dienstreise war – und lärmende Gesellschaften veranstaltet, wilde, glieder-schlenkernde Tanzereien nach Rock-and-Roll-Tonbändern, es gab Wein und Kognak, und noch vor Mitternacht zog sich seine Mutter zurück, nicht vermutend, wie wenig harmlos sich die Kinder nach zwölf Uhr amüsierten.

Hier aber gab es nicht einmal am späten Nachmittag eine wächterliche Mutter, hier wehte die scharfe Luft der unbeschränkten Freiheit, glaubte Curt, und er war entschlossen, sie auszukosten. Er war desto fester entschlossen, weil schon wieder ein anderer Mensch mit dem Anspruch, eine Art Erziehungsberechtigter zu sein, sich ihm in den Weg zu stellen versuchte und mahnend den Zeigefinger, diesen verdammten langweilig lehrhaften Zeigefinger, erhob.

Vor der Waschkau hatte Hamann die drei abgefangen, er hatte gesagt: »Es möchte sein, ein paar Kollegen hauen euch an wegen Einstand. Wir haben immer noch welche, die gern das Brauereisoll übererfüllen. Laßt euch nicht das Geld aus der Tasche ziehen.«

»Keinen Groschen, Chef«, sagte Curt treuherzig, aber er ärgerte sich, weil der Dicke ihm nach Feierabend noch Vorschriften machen wollte; nun erst recht überredete er die beiden zur »Schwarzen Pumpe«.

Das Gasthaus hatte einen großen, sehr hohen Saal, vollgestopft mit Tischen und Stühlen; neben der Theke hockte ein silberfarbener Ofen. Die Luft war dick und blau von Zigarettentrauch, die meisten Gäste waren junge Leute, Maurer und